

Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.

Nummer 9.

Sonntag, 24. Februar 1918.

Erscheint wöchentlich.

Ein deutscher Mann.

Aus alten Briefen mitgeteilt.

Von Regierungsbaumeister Friedrich Kallmeyer, Halle.

Noch immer hat der Krieg sein Ende nicht erreicht, und nur wie ein Sonntag in rauher Wintersonne ein Vorzeichen des kommenden Frühlingserwachen, lassen uns die Nachrichten über die Friedensverhandlungen mit unheimlicher Regung die Augen auf den Ausblick auf den heiß ersehnten ehrenvollen und gesicherten Frieden in greifbarer Nähe als bisher rufen.

Als das alte Jahr zur Rüste ging und das neue Jahr 1918 das erste Blatt im Buche der Weltgeschichte zu schreiben begann, drängte ich, noch härter wie sonst, in jedes Herz die lange Frage: Was wird unserem Vaterlande und uns die Zukunft bringen?

Woh! liegt die Seele noch im Dunkel vor unseren Augen, aber indem wir rückwärts schauen in die Vergangenheit und aus den Geschicknissen derselben unsere Lehren für die Gegenwart ziehen, können wir wenigstens den Blick für das, was uns noch tut in Zukunft und für die Zukunft.

Aus den Taten und Worten hervorragender Männer unseres Volkes zeichnet sich in scharfen Umrissen das Bild des deutschen Mannes, wie es uns nun tut, nicht mit verschwommenen weichen Zügen, sondern hochhart, mit unbedingtem Willen, unentwegt das Auge auf das zu erheben, was geschehen ist, wenn es sein muß, rücksichtslos im Dienste des Vaterlandes.

Ein solcher Mann, der in den schweren Zeiten der Befreiungskriege im Dienste Preussens gestanden und zu seinen Tugenden und Tugenden damals und noch lange Jahre hernach hinstreift, gewirkt hat, war der Generalintendant der preussischen Armee Friedrich Ribbentrop.

Seine Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Beharrlichkeit, zum ersten Male durchdrungen, mit welchen hervorragenden Eigenschaften sich eine Verbündlichkeit des Vaters in Wort und Form verband, waren die Grundbestandteile, die Fr. Ribbentrop auszeichneten. Daß aber die gewandte Feder mit verbindlichen Formen auch Scharfe der Rede und Unbegrenztheit des Willens zu verbinden vermochte, ersehen wir aus einem Briefe an den Präsidenten des Seine-Departements, d. d. Paris, den 10. Juli 1815, welcher hier später im Wortlaute wiedergegeben wird.

Der erste Pariser Friede war geschlossen, Napoleon nach Elbe verbannt, die Fürsten waren auf dem Wiener Kongreß versammelt, der lombardische Napoleon in Frankreich, die Truppen gingen zu ihm über und es begann der Feldzug des Jahres 1815 gegen Frankreich. Der in den Fürstentum erhabene Kaiser wurde Oberbefehlshaber des preussischen Heeres, Friedrich Ribbentrop sein Generalintendant. Nachdem Paris von den Heeren der Verbündeten eingenommen war, ließ Ribbentrop die Stadt außer anderen Verpflichtungen eine Contribution von 100 Millionen Franken an und suchte die Einziehung dieser Summe noch vor der Ankunft der Franzosen durchzuführen, da er mit Recht befürchtete, daß die großen Franzosen die erzwungene Einziehung der verbündeten Fürsten seine Mühen durchkreuzen würde. Mit Einziehung der Summe beauftragte er Friedrich Ribbentrop. Dieser hatte am 9. Juli 1815 die erste Unterredung in dieser Angelegenheit mit dem Präsidenten des Seine-Departements und mehreren Municipalbeamten und glaubte, nach den Meinungen des letzteren am folgenden Tage eine ziemlich bedeutende Abblagsumme zu erhalten. Statt dessen erhielt er in seinen Worten abgefaßtes Schreiben des Präsidenten, in welchem dieser bemerkte, daß die 100 Millionen Franken unerschwinglich seien. Ribbentrop teilte die Antwort des Präsidenten dem Fürsten Ribbentrop mittels besonderer Schreiben mit und fügte gleichzeitig die Abschrift des Schreibens bei, welches er dem Präsidenten als Antwort auf dessen Schreiben hatte zugehen lassen. Dieses Schreiben imponierte durch die Bestimmtheit der Sprache und das Gehalt, mit welchem es abgefaßt ist; es lautet folgendermaßen:

Paris, den 10. Juli 1815.

Mein Herr Präsident des Seine-Departements!
Ihr gefälliges Schreiben vom 9. d. Mis., welches ich heute Morgen zu empfangen die Ehre hatte, ist, wie Sie wünschen, dem Herrn Fürsten Ribbentrop am Wahltag, Durchsicht, zurückgeschickt worden.

Nach den wiederholten Befehlen, welche mir wegen Einziehung der der Stadt Paris durch jenen Fürsten auferlegten Contribution zugekommen sind, kann ich die durch Abziehung meiner Anträge herbeigeführten, mir sehr bestimmt vorgeschriebenen Maßregeln der Gewalt nicht ausführen.

Wenn dem Empfangen dieses meines Schreibens sind Sie und mehrere Bewohner von Paris als Geiseln unter militärischer Aufsicht gestellt, und wenn nicht noch heute ein Abkommen wegen Abführung jener Contribution getroffen wird, so erfolgt die Abführung Ihrer Person und der übrigen Geiseln nach der Citadelle Grauburg in Westpreußen.

Dieser mir durch den kommandierenden General der oben genannte Maßregel können Sie so wenig als Ihre Mitbürger mit dem Bewusstsein der Ungerechtigkeit belegen, wenn ich Ihnen hier kurz wiederhole, was ich Ihnen über die Verzögerung zu den Forderungen Seiner Durchlaucht des Fürsten von Württemberg seit vorgelassen zu verschiedenen Malen eröffnet habe.

Sie wissen, daß Preußen in den Jahren 1806, 07 und 08 unter Verwaltung des Herrn Grafen Darnitz nicht bloß seinen früheren Wohlstand völlig eingebüßt hat, sondern auch durch eine unglaubliche Wüste von Requisitionen verarmen mußte; Sie wissen, was im Jahre 1809, 10, 11 geschah, um Preußen völlig auszupressen, daß mir 1812, obwohl damals Verbündeten von Frankreich, Abhandlungen einzelner unserer Provinzen erließen, welche nur ein grauer Mann auszuüben sich erlauben konnte.

In dem Jahre 1813 stüteten wir das schwere Joch der Tyrannei ab. Die Sieger der vereinigten Heere besetzten Frankreich von einer Donau, unter welcher dieses schöne Land so viele Jahre gelitten hatte.

Die großen Anstrengungen, welche Preußen für diesen großen Kampf unternahm, nach einer beschwerlichen Duldung unbeschreiblicher Erschöpfungen und Mühseligkeiten machen mußte, legen uns außer Stande, die auf uns zur Bekämpfung von Napoleon Bonaparte und seiner Anhänger ausgerückten Heere vollständig zu befehlen, belohnen usw. Die nicht allein durch ihre ausdauernde Tapferkeit, sondern auch durch ihre großen Entbehrungen in dem Laufe übermäßiger Anstrengungen einem geschloffenen Herzen so ehrwürdigen Sieger über den allgemeinen Feind haben wohl die gerechteste Ansprüche auf die Dankbarkeit des besetzten Frankreichs, und doch diese nicht, wie im Jahre 1814, in alten Worten bestehen, vielmehr sich durch Taten auszeichnen müssen, ist natürlich.

Sie, mein Herr Präsident, behaupten, die Forderung von 100 Millionen Francs Kriegsteuer sei unerschwinglich. — Fragen Sie den Grafen Darnitz, was die vierzehn kleinere Stadt Berlin unter seiner Administration geleistet hat, und Sie werden erfahren, daß diese Leistungen bei weitem diejenige Forderungen übersteigen, welche Seine Durchlaucht der Fürst von Württemberg an die Hauptstadt Frankreichs gemacht hat. Wollten wir die eroberten Gebiete Frankreichs mit derselben Maße messen, nach welchem wir von 1806–12 gemessen sind, so würden die Forderungen vielleicht das Unerschwingliche erreichen. — aber weit entfernt, gleiches mit gleichem zu vergelten, haben wir bis jetzt nur die Kosten des Krieges gefordert, und die Budgets unserer Finanzen haben noch keinen Titel für die Erteilungen im Ausland, wie sie vor dem Jahre 1814 Frankreich in den feindlichen aufnahm.

Durch die Eroberung von Paris wurde im vorigen Jahre der Krieg beendet. Diese Eroberung war also aus dem jetzigen Kriege das Ziel unserer Anstrengungen. Um es schnell zu erreichen, wurden den Truppen Versprechungen gemacht, nicht, wie sie der Chef der Franzosen seiner Armee durch die an der Raubplünderung und Demerwürth erlittenen Niederlagen unerfüllt lassen mußte, sondern wie sie großmütige Sieger, welche das Wohl ihrer braven Mitstreiter berücksichtigen, den beheldenden Ueberwindern zu geben gewohnt sind. Die Versicherungen seien und müssen aus der geforderten Kontribution erfüllt werden, und es ist mir unbegreiflich, daß Sie, mein Herr Präsident, in den 3 Tagen unserer Verhandlungen über diesen Gegenstand sich nicht einmal eine solche Abblagsumme zukommend gemacht haben, daß Seine Durchlaucht der Fürst Württemberg wenigstens den guten Willen zeigt, und ihm die Möglichkeit bleibt, den auf sein Wort bewanderten Soldaten zu beruhigen.

Sie und alle diejenigen, welche jene Abblagszahlungen nicht bezog, vielmehr sich jetzt vorstellt haben, sind die Personen, denen die Stadt Paris alles das Unangenehme zuzurechnen muß, was aus einer so auffassenden und nachteiligen Einhaltung entstehen kann.

Es tut mir leid, daß bei der persönlichen Besprechung, welche ich, mein Herr Präsident, für Ihre Person hege, ich Ihnen diese Erklärung auch noch mit der Bemerkung machen muß, daß die wegen Befreiung von Paris geschlossene Convention durch die genannten Maßregeln nicht verletzt wird, weil diese nur den Angehörigen und Geschädigten gegen unsere Anordnungen treffen.

Genehmigen Sie die wiederholte Versicherung meiner Hochachtung.

In herzergründender Klarheit und Deutlichkeit stellt in diesen Briefen Ribbentrop ein Entschwer — aber und weißt auf die erzwungene und ausdauernde Behandlung hin, die das dankeerbende Preußen sich von dem jetzigen Frankreich hat gefallen lassen müssen. Daß er aber keinen Worten auch die Tat zu folgen lassen wollte und als ein gefürchteter Verächter deutscher Interessen in Frankreich galt, davon legt ein herrliches Zeugnis ab die Uebertragung seines deutschen Namens in die französische Sprache, nach welcher der Name Ribbentrop sich in ein rü — pan — trop für Frankreich war (jedenfalls „genug“ für Preußen).

Ein Rästel, das hat die Pariser damals angehan, war aus denselben Gedanken entstanden: Otez deux tiers, il en restera encore trop (Nimm zwei Drittel, dann bleibt immer noch zu viel).

Als ein trop für Frankreich würde es auch heute wieder gelten, wenn es erklärt, daß der Rest eines Friedrich Ribbentrop auch heute noch in seinen Nachkommen lebt und wirkt, von denen allein 14 Mitglieder seines Namens und seiner Familie an der Front stehen, von denen bereits acht im Besitze des Eisernen Kreuzes erster Klasse sich befinden.

Bienden.

Von Paul Alexander Scheller.

(Nachdruck verboten.)

Bienden lag auf der Allee und blinzelte in die Sonne. Ringsum roch es nach Frühling, und die milde Märzsonne tat ihm wohl. Er hatte zum ersten Male wieder auf seiner Allee den geschätzten, nachdem er dem dunklen Winterquartier entkommen war, und er rief sich den Winterhof so recht bedächtig aus den Augen und streckte die Glieder in neu gewonnener Freiheit wieder. Ah, die Welt war doch so schön.

Bienden war Naturmensch. Naturforscher nannten ihn die Leute, deren abseitige Glieder er lang und deren zu weite aber zu enge Hüften und Hände so etwas wie einen zweiten Aufwuchs von Kulturmenschen aus ihm machten, und einen unerschöpflichen Tagelöhler hatte ihn der Organisationswörter tüftelt, als er sein letztes Winterquartier bezog.

„Andere Köpfe, andere Zustände,“ plieschte Bienden in seiner

selbst zurechtgelegten Philologie zu monologisieren. War man ein Tagelöhler, wenn man in vollen Zügen genos, was das Leben und die Natur einem freigeig darboten? Laten es die anderen meinten? Doch nur auf ihre Art. Und es war ihm ja ganz recht, wenn er den Winter über vorlag war, dann der Winter ist der Feind des Menschen und die einseitige Natur hat ihm kein Unterkommen. So jagte er immer schon dafür, daß ihm, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, irgend ein „Welcher“ passierte, sei es, daß ein fremder Gegenstand sich in seine Taschen verirrte, oder daß er sich beim Betteln etappen fiels. Dann bot ihm der Herr Drisdendam höchstpersönlich seine Begleitung an, und er war für die kalten Monate wieder einmal georgen.

Er nannte das seinen Winterhof und betrachtete die Natur als seine Beherrscherin. Dann, wenn der Frühling seine ersten Vorboten schickte, überkam ihn wieder die Freiheitssehnsucht, und er gähnte heimlich die Tage, bis sich ihm die Erde öffnete und er das Leben des Naturmenschen fortsetzen konnte. Er konnte landständig im Graie siegen: Heere und Pfingsten jubelten, den Wolken nachschauen und an gar nichts denken. Ja, auch den Arbeiten der Menschen jubelten, war ihm ein Genus, erfüllte ihm mit möglichem Schagen. Der Gleichheit der Arbeit stang ihm süß im Ohr, während er daneben stand oder lag. Das Schaffen der Landarbeiter ließ er an seinen Augen wie ein schönes Schauspiel vorübergehen. Ohne Zweifel, Bienden war eine poetische Natur.

Daß er beim gelegentlich für das eigene Wohlbefinden sich umtun mußte, erliefen ihm wie ein Mißklang in der Harmonie seiner Welt. Aber, da er wenig bedürftig, und durch Erfahrung eine gewisse Übung darin besaß, etwas zu ergattern, wobei ihm angenehmer Schweiß und ein gutes Wintergemächchen sehr zufrieden kamen, beschwerten ihn hierbei Sorgen nicht allzu sehr.

Es war übrigens nicht genug, daß man bei aller Anpruchslosigkeit nicht seine heimlichen Wünsche oder Sehnsüchte hegte. Träume, die wie leichte Bilder die Phantasie umganzten, wie den Wanderer eine Frau morgana trügerisch lockt und verheißungsvoll an sich zieht. Wenn man so auf seiner Allee lag und in die Sonne blinzelte, während der Frühling einem am zeitlichsten Nordarm puppte, daß es in allen Wintern gut und zudie, stiegen manchmal über vor einem auf. Die poetische Natur regte sich. Und Biendens höchster Traum war: reich zu sein. Einen Tag nur!

Warum war man nicht reich? Wogu verdiente man das Schicksal, als Findelkind statt als Sohn eines wohlhabenden Mannes auf die Welt gekommen zu sein? Oder als Ephyris zu führen. Es war doch alles Schicksal. Bienden war fatalist. Zwar, er hätte ja arbeiten können. Aber was hatte er dann von Leben? Er sah es ja täglich vor sich. Man kann nicht allzuseit mit seinem Paar Früchten. Ein Wunder hätte schon gesehen müssen, wenn es anders werden sollte mit ihm.

Und im Betrunken, Bienden wartete auf das Wunder. Er wartete, daß ihm das Glück eines Tages in den Schoß fallen würde, so oder so. Er vertraute seinem Freunde, dem Jullien, der ihm schon mandmal geholfen hatte, wenn er in Bedrängnis war. Er rechtigste seine Faust mit dem und bedrte sein ganzes Gutes und Lächeln darauf ein. Er mußte auch schon, was er antworten würde, wenn er plötzlich reich wäre. Er hätte sich alles zurechtgelegt. Er würde zunächst ein Bad nehmen und sich taubelos reiben und frischen lassen. Dann würde er im Auto in das feinste Hotel fahren und sich dort wunderbar kettessen. Des Abends aber ging er in das vornehmste Varieté, natürlich in Begleitung von Damen und Herren, deren Bekanntheit er inzwischen gemacht haben würde.

Bienden streckte sich leidend auf seiner harten Bank aus. Bienden liebte nicht die Natur. — aber — es gab doch in Leben gewisse Genüsse.

Am Ende der Landstraße erhob sich eine Staubwolke. So ein Auto zum Beispiel, das die Bienden. Er hatte kein Gedog noch nie in so einem Wagen gesehen, und wenn nicht ein Wunder geschähe, würde er bis zu seinem letzten Ende niemals diesen Genus ausgeteilt haben. Und es mußte doch etwas Röstliches sein. — Wie es so daher saute. Natürlich lag irgend so ein Bandit vor ihm, der an Stelle des Herzens einen Geldsack in der Brust trug. Bienden empfand es schmerzlich, daß gerade empfindsame Seelen jenseit auf der Schattenseite des Lebens vegetieren mußten. Aber was es wohl, daß er jetzt den Staub des vornehmsten Verkehrs schmecken mußte, während jener reiche Herr sich dort in den weichen Polstern räkelt und verständnislos durch die Landstraße reist?

Doch was war das? Welches Genie erhob dort unten von der Straßeniegung her? Bienden sprang auf und lauschte den erschütternden Wagen nach. Sollte da ein Unfall? — Es rief ihn zusammen, und so schnell ihm seine Beine trugen, eilte er die Landstraße hinab.

Er traute seinen Augen nicht, als er an die Stelle kam. Wie von Schlag gerührt stand er und wagte keinen Schritt weiter zu tun. Entsetztes sah sich seinen Augen dar. Gegen sich halb abgedrehter Chauffepoppel lag halb umgestürzt, gerissen und zerstückelt die Karosse des Wagens, der eben an ihm vorbeigekauft war. Ein müßes Durcheinander von Maschinenmetall und Schmutz. Welt hinausgeschleudert oder lag ein Mensch am Boden in Gummihandschuh und Hülle, selbts hin geworfen wie ein Sack.

Es war der Inasse des Gelehrten, den er soeben noch bedrte hatte.

Bienden erschauerte. Mit schlotternden Knien schlich er der Unfallstelle näher. Das Fahrzeug war ein kostbarwertiger Klumpen von Splitt und Gefänge. Da war nichts mehr zu retten. Der Mann aber war tot. Bienden trat zu ihm und löste ihm die Hände und die Brille, die von Blut bedeckt waren. Er heulte ihn, tröstete ihn, den Mann auf und befühlte ihm die Brust, ob noch Leben in ihm wäre.

Während er suchte und er fuhr zurück. Die zufällig war bei seinem Hartieren eine Briefschloß zu Boden gefallen, aus der einige Geldscheine quollen. Bienden überließ ein Jähzorn, schimmer fast, als soeben erst beim Anbruch des langdies. Eine

Schöne Albertin ihm und later Schwelger hat ihm auf die Stirn. Er fühlte: das war das Wollen des Schicksals. Und das Bewußtsein, daß sein Schicksal ihm in diesem Augenblick in seine Hand gegeben war, fühlte er plötzlich wie eine Schwere auf sich lasten.

„Eben hätte er sich noch allen Seiten um. Niemand war zu sehen. Die Wandfläche lag einwärts, keine Menschenhand war in der Nähe. Nur ihn lag der Tod und in seiner Hand die Schicksalsurtheil. Reichtum zu einem Leben, das er nur in Träumen mit einer verzehrenden Sehnsucht zu ahnen gemagt. Er zählte das Geld, er bestaunte die Scheine mit zitternden Fingern, er irrsinnig sie betrachtete. Das war ein Reichtum, der Glück und Macht verlieh. Und diesen Reichtum hielt er die Welt an der Kehle, daß sie ihn nicht noch zu sich ziehen konnte. Das war Reichtum, der tausend Wünsche aufstieß. Buntalige Bilder entfanden vor Blendenschein. Noch glaubte er zu träumen. Alle war es möglich, daß ihm das in den Schicksal lag, wozon er nur in verfliegenen Gedanken gefaselt hatte. Und dann sah er die Trimmer des Bogens und sah sich vor dem Tode stehen, dem der Tod Macht und Reichtum aus der Hand gerissen hatte. Während er es da hingetrakt, rißte nicht einen Finger mehr an sein Geld. Sein Gefährt lag gerollt. Eine kleine Unschuldigkeit hatte den Reichen arm, den Mächtigen machtlos gemacht. Sein Besitz war dem Zufall ausgeliefert.“

Wieder betrachtete sich schon den Toten. Niemand war nicht wieder, aber dieser Tod dessen Besitz er in der Hand noch hätte, ihm eine unerwartete Scheu ein. Er spürte, die Lächeln auf sich zu nehmen, das Fieber der Gier konnte mit leichten Regungen des Bewußtseins, mit sich steigender Angst und Schwäche vor den Wirklichkeiten der Folgen der noch ungetanen Tat. Helle und dunkle Bilder durchzitterten seine Phantasie, während seine Hände erzog die Papiere ordnen. Sie flieheren fast jog er die Gründe und Gegenstände in Berechnung, ohnmächtig, einen Entschluß zu fassen.

Da sah er an Ende der Straße eine Gestalt aufsteigen. Der Begnadigten.

Ein Schrei, der doch gleichsam etwas Gräßliches für ihn hatte, fuhr Blenden in die Glieder, und indem er schreckhaft die Lächeln dem Toten zukehrte, wirkte er heftig den Kommenden zu sich.

„Du — hier! das ist ein Langfuß! Warum! He! He!“

Der Beamte kam eben das Fußes herbei, sich topfschüttelnd das Unbehagliche, bestaunte den Toten und nicht ernst.

Dann nahm er die Verordnungen des Toten in Verwahrung und die Sache zu Protokoll, und vernierte mit hochgezogenen Brauen die hohe Summe der Briestückenbüchse.

„Ein Glück, daß ich noch zu rechter Zeit gekommen bin“, brummte er mit einem Seitenblick auf Blenden. „Sist doch noch alles betriebsam.“

Zur rechten Zeit! fuhr Blenden auf, über alle Berg hält ich sein können, bis der Herr Nachschreiber daher geschauelt sind — mit dem ganzen Geld über alle Berg. Aber dann hab ich mir gesagt: Schah von des Herrn Nachschreibers Behältnisse — hab ich mir gesagt, wenn er mit hat nachgehen soll'n, der Schlag ist im ruhigen bei seiner Wohnung — schau'n, Herr Nachschreiber, das hat ich nicht übers Herz gebracht.“

Der Beamte stand verflört auf jeder Frechheit.

Blenden aber schlug sich in die Hülse und lag wohl wieder auf seiner Alibedant, blinzelte beständig in die Sonne und philosophierte darüber, wie leicht man doch reich sein könnte, wenn man nur —

Und im nächsten Augenblicke seines freiwilligen Vermögens gültig, er sich gewissermaßen einen Jagartentempel an, den sein kleines Auge jedoch keine einer Blüße aufgespiert hatte.

Die Warnung.

Von J. Sitteck.

Am Sonntag war es recht schön warm gewesen, draußen war es fast. Die Frau Anna Wittgens die beiden Kühe gefasert hatte und man über den Hof dem Wohnhaus zugeht, wickelte sie die Hände in die Schürze. Der Hof war nach der neuen Bauweise erbaut. Früher, als noch der alte niederländische Bauernhof stand, waren Wohn- und Wirtschaftsgewölbe unter einem Dach gewesen, und auch das Vieh lebte sich mit darunter. Das Wohnhaus war damals bequemer gewesen, doch auch die jetzigen Zustände haben ihre Vorteile. Früher war es allerdings zur jetzigen Zeit, die Tiere auf zu bekommen, trotz aller Bemühungen und trotz allen Zusammenhaltens alles ringsum Bemerkbaren gab es lange nicht mehr so viel Vieh als ehedem.

Am Fenster der Wohnstube hatte ein kleines hochgebendes Mädchen schon lange nach der Mutter Ausschau gehalten. Als diese nun in die Tür trat, sprang ihr die Kleine mit einem Jubelruf entgegen. Die Frau setzte sie auf ihren Brust an Tisch, küßte die elektrifische Lampe an, die mannehr ihren Eingang auch auf dem Gange gehalten hatte, legte einige Scheiter Holz in den Ofen nach und schob das schon vorher bereitete Abendessen in die Herde. Es war eine noch junge Frau; ihre Bewegungen waren leicht und geschäftig, aber im Gesicht lag um den Mund ein Eindruck, als ob ihm tiefes Leid und eine lange dauernde Spannung und Erregung geschmerzt hätten.

Da tratte jemand durch den Tür entlang. „Nachher Witt!“ rief das Kind freudig aus, es mußte den Schritt langsam lernen. Nach dem Anknipsen trat ein kräftiger, früher Mann mit angenehmen, treuerger Gesichtszügen in die Stube. Das eine Bein schleppte er etwas nach. „Guten Abend, Albert!“ rief ihm die Frau entgegen und bot ihm die Hand, und auch das Kind begrüßte ihn herzlich mit lebhafter Freude. „Alles gut zumege?“ fragte Albert Witt und nahm am Tisch Platz. „Danke, es geht alles gut, nur alle hat sich andersend etwas erzählt. Hoffentlich gibt es sich bald wieder, denn wir können jetzt die Milch nicht noch frapper werden lassen“, erwiderte Frau Wittgens.

„Ich bin heute wieder in der Stadt gewesen und habe mich noch einmal bei der Musikschule erkundigt. Das Kriegsmünchertum hat nichts erreicht können. — Es soll wohl nicht sein“, künzte die Frau, und doch kam ihr die Hoffnung nicht aufgeben, daß Ernst eines Tages doch wieder kommt und daß dann alles wieder so sein wird wie früher. — „Wenn er kommen könnte“, murmelte Witt. „Berzehl! Anna, ich will dir nicht mehr tun. Aber es ist doch nun mal so. Seit drei Jahren nicht er vernimmt, und niemals auch nur die geringste Nachricht, nicht die kleinste Spur.“ — „Er kam doch in Rufstand sein. Dori sollen ja greuliche Zustände herrschen. Du bist doch in derselben Stompage gewesen, und wenn er gefallen wäre, hätte ich ihn doch nicht müßig“, erwiderte die Frau. „Den will wir nach seinem Verschwerden noch lange in derselben Stellung lassen, bitten wir es verlassen müssen, wenn es in Gefangenschaft geraten wäre. Dann aber bekam ich meinen Schwager weg und mußte von dort fort“, wandte der Nachher ab. Die Frau wachte sich die Augen. „Es kam nicht anders sein, Anna“, fuhr der Mann fort. „Ich habe ihn sehr gern gehabt. Wir sind doch alle drei Nachbarn, du, Anna, Ernst und ich.“

Er schweig eine Weile und schien mit sich zu kämpfen. Dann begann er wieder mit leiserer Stimme: „Ich habe dich eingeladen zu dir davon gesprochen. Anna. Hast du dir noch nicht überlegt, was ich dir sagte?“ — „Ich kann nicht, Albert, ich kann nicht!“ jagte Frau Anna. „Ernst kommt gewiß wieder!“ — „Der Hof muß einen Herrn haben, Anna“, fuhr Albert Witt fort, „ich höhe allein, und du nicht allein. Wir sind Nachbarn und können ganz verschieden, wenn alles unter einem unter die Willen stände. Und dann Anna, wenn — wenn Ernst mit damals nicht zuvorgekommen wäre und dich nicht vor der Raje weggespart hätte, hättest du nun gesagt, wenn ich dich darum gefragt hätte?“

Anna schüttelte den Kopf: „Vielleichte nicht. Doch, wer will jetzt mit solchen vergangenen Geschichten rechnen, die hätten lo oder anders gelaufen sein können? Für jetzt, Albert, laß mich noch. Laß mich noch warten!“ — „Wie lange noch, Anna?“ — „Er hatte ihre Hand gefaßt und ihr die Wirtend in die Augen. „Wie lange noch? Ich möchte doch nun schon lange genug. Du bist graunam, Anna. Wenn es denn kein muß, daß du es hier immer noch überlegen mußt, so laß mich morgen meine Antwort holen. Morgen fahre ich dann mit deiner Malgardi in die Stadt und beantrage die Lebensklärung. Und dann darf auch das Wirklichkeit werden, wozon ich schon immer geträumt habe, seit ich mich erinnern kam.“

Die Frau wurde rot und blaß, sie atmete schwer und wich seinem Blick aus. Dann raffte sie sich zu einem Entschluß auf: „Ich weiß, daß du es gut meinst, Albert. Es soll wohl so sein. Gut, lassen wir bis morgen. Es kam ja so nicht weiter gehen. Gute Nacht, was für eine Zeit!“

Albert Witt küßte dem kleinen Mädchen die roten Backen, reichte der Frau die Hand und verabschiedete sich. „Gute Nacht!“ Dann ging er.

Anna Wittgens fand in der Nacht wenig Ruhe. Erst nach Witternadi war der Schlaf gekommen, aber jetzt, nach lange vor dem Morgen war er schon wieder fort. Draußen heulte der Sturm um das Haus. Die Frau horchte auf ihn, und dann wieder auf die ruhigen Alenzen des schlummernden Kindes neben ihr. Drüben im Stall kitzte ab und zu eine Kette. Aus Rufstand war noch manchem seine Nachricht gekommen. Viele Gedanken waren als verflochten und für tot erklärt worden. Das Leben ging seinen Gang weiter, wachte seinen Gang gehen. Da war das Kind, da war die Wirklichkeit. Und ganz schätzte meinte die grübelnde Frau, daß auch das Herz mitzureden habe. Sie hatte in ihren Jungmädchenjahren lange nicht gemußt, für wen von den beiden sie sich entscheiden solle. Da war der forschende, drangungierende Ernst gekommen und hatte sie heimgeführt. Daß Albert damals sehr traurig gewesen war, das mußte sie. Er war eine treue Seele. Was hätte sie in den letzten langen Monaten, die sich allmählich zu Jahren dehnten, ohne ihn angefangen? Wenn es sein sollte, nun ja, dann sollte eben ein neues Leben mit ihm angefangen. Die Pflicht gegen die Toten. Die Toten? Was die des eben gedachte? Da war wieder Zweifel. War Ernst tot? War es recht, was sie vor hatte?

Drüben stand ihres Mannes Bett. Eben schien der tiefstehende Mond gegen die Wand, dort hing sein Bild und seine goldene Konfirmationsuhr. Er hatte sie nicht mit in den Krieg genommen, sondern ein billigeres Werk dafür erstanden. Hell glitzerte jetzt der Dadel der Uhr im Mondlicht. Da war plötzlich noch etwas. Die einzelne Frau lag nicht nur, sie hörte jetzt auch etwas. Das war nicht ihr unruhig schlafendes Herz. Das war ein kleines Tiden, ein ebendem betannter Ton. Die Uhr war, seit ihr Mann in den Krieg gezogen war, nicht angezogen worden, und jetzt — die Frau sprang aus dem Bett und horchte genau nach der Uhr hin — und jetzt, jetzt hatte die Uhr auf einmal geklingelt. Ein lautes Getöse überkam die Frau. „Ernst! Künftige sie, Ernst! Ist es denn ein Zeichen von dir? Albert! Du mich wachen? Ja, Ernst, ich will dir treu stehen!“

Albert Witt schien mit seinem Bescheid nicht zufrieden, als er nach dem Frühstück die Nachbarn besuchte, denn er hielt sich nur eine kurze Weile auf und jog sich betäubt die Wähe in die Stirn, als er die Hausrückwände wieder überschritt.

Eine Stunde später hatte sich der alte Briefbote Andreas Rinnemann durch die Schneehölzer gearbeitet und hielt der Frau schon von weiten eine Karte entgegen, der man es ansah, daß sie eine lange Wanderung hinter sich hatte. Der alte Postbote war selbst in großer Aufregung, dennoch redete er auf die Frau ein, laut und gefaselt zu sein. Und das war nötig, denn kaum hatte die künftige Frau einen Blick auf die Karte geworfen und die Unerschrockenheit, so konnte sie und mußte sich von Rinnemann aus hinaus führen lassen. Die Karte kam in der Tat aus dem äußeren Rufstand und Ernst Wittgens teilte darin mit, daß er bisher so gut wie von der Welt abgeschnitten gewesen sei, daß er aber bald hoffe, nach Hause zu kommen.

Als die Frau das gelesen hatte, da jubelte sie hell auf und nahm ihr Kind hoch. Dann ging sie in die Schlafkammer und jog die goldene Lohschmuck auf. Nun war es nicht mehr nötig, daß sie stehen bliebe.

Bunte Zeitung.

Anknoten von Whiffler.
den berühmten englischen Waser, dessen bestehender Biß gefürchtet war, erzählt das neue Heft von „Kunst und Künstler“ (Berlin, Bruno Cassirer). Wir geben die folgenden wieder:
Whiffler und Wilde.
Wiele der fundesten Paradoxen über Kunst, die man in Wilde's „Intentions“ in seinem „Berfall der Rüge“ und seinem „Dorian Gray“ lesen kann, ist man nicht von Wilde haben, sondern von Whiffler. Dieser, der ebenfalls sehr viel war, ist sich darüber, König ab, Ernst lassen beide bei einem Diner stunden gegenüber und Whiffler ließ wieder einmal ein Brillantenfeuerwerk von Paradoxen fliegen. Wilde war begeistert und registrierte das Neue schnell in seinem Gehirn. Bei einem besonders schlagenden Anspruch rief er aus: „Schmeckerling, der Witz ist gut, sehr gut, den möchte ich selbst gemacht haben“. Whiffler entgegnete ruhig: „Keine Angst, doch, ich bin sicher, du wirst ihn machen“.

Ein Brief Whiffler's.
An den ersten Sekretär der Internationalen Kunstausstellung München.
Geachtet Herr! Ich bestaune hiermit den Empfang Ihres Gehehrens, das mich offiziell davon in Kenntnis setzt, daß das Komitee mit die zweite goldene Medaille zu ernannt.
Bitte, übermitteln Sie den Herren des Komitee den Ausdruck meiner geschätzten und wohlwollenden Freundschaft und meine herzlichste Wertschätzung der mit verdienstvollen geleisteten Leistungen.
Womit ich die Ihre habe, geachtet Herr, mich Ihnen zu empfehlen, als Ihre ergebener,
geborener Diener
J. R. Hoff Whiffler.

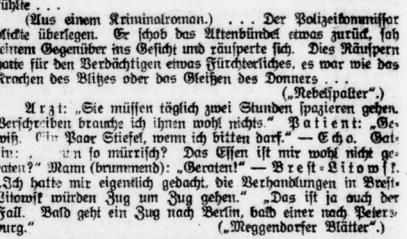
Whiffler's Vorschlag zur G. D.
Der Kritiker der Times hatte eine Aquarellzeichnung getrommter, die Austin darstellte, das erste Delportrat genannt, „das wir von dem großen Meister besitzen.“
Whiffler merkte dazu in einer öffentlichen Stoffe an, es sei ja nicht zu verlangen, daß ein Kunstmaler ein Aquarell von einem Delport mit den Augen so tolle unterscheiden können. Aber er sollte wenigstens anfangen sein, den Unterschied mit Hilfe des Geruchs zu unterscheiden. Aber er sollte, falls er einen Schruppen hätte und nicht riechen könnte, wenigstens Geschmackigkeit genug haben, entweder den Feuerwerkermann oder den Geleitener der Ausstellung zu bitten, für ihn mit der Nase festzustellen, ob es sich um Aquarell oder Delachen handle, damit der Stellung eine Skizze erpart werde.

Der Nationalstiftung
hat der Wertschätzung für den Kriegsoberdienst auf der Luftschiffabrik Krupp, Essen, den Betrag von 500 000 Mark überwiehen.

Loth eines Friedensfreundes.
In Weidau ist im Alter von 84 Jahren der Führer der italienischen Friedensbewegung Ernst Theodor Mommsen gestorben. Vor einigen Jahren hatte Mommsen auch den Nobel-Friedenspreis erhalten.

Seieres.
Romanitäten. (Aus einem Abenteuerroman.) ... Der „Schneehölzer“ hob die Pfeife aus einem Mundwinkel in den anderen; hier haben Sie von jedem ein Schmittmesser! (Hoffentlich wollte, daß er ihn einen Messerlich in den Arm und meine zünftig (Fortsetzung folgt).
(Aus einem Abenteuerroman.) ... Afta lächelte schmüchlerisch. „Liebster“, küßte sie und legte ihr blondes Köpfchen an seine breite Brust, so daß sein heftiger Atem ihr glühende Stirn küßte.
(Aus einem Kriminalroman.) ... Der Polizeikommissar Miede überlegte. Er hob das Aktenbündel etwas gründlich, hob seinen Gegenüber ins Gesicht und räusperte sich. Dies Räuspern hatte für den Berdächtigen etwas Furchtliches, es war wie das Krachen des Blühes oder das Geklehen des Donners.
(„Rebelspäter“.)
Azt: „Sie müssen täglich zwei Stunden spazieren gehen. Verschreiben brauche ich ihnen wohl nichts.“ Patient: „Gewiss. Für Paar Stiefel, wenn ich bitten darf.“ — Ch. G. Gatin: „... so mürrisch? Das Essen ist mir wohl nicht gefallen.“ — Mam (brummend): „Geraten!“ — Brest-Litowf: „Ich hatte mir eigentlich gedacht, die Verhandlungen in Brest-Litowf würden Jug um Jug gehen.“ — „Das ist ja auch der Fall. Bald geht ein Jug nach Berlin, bald einer nach Petersburg.“ (Wegendorfer Wäiter“.)

Preis-Rästel.
Wander-Rästel.
Zeit soll in Mager vermanbelt werden, mit Hilfe von 10 Zwischensendern. Dummer kommen in Verbindung die Zeitbestimmung, die Saenger, ein Preisbestimmter und ein Preisrichter. Es hat lebend nur ein Preisbestimmter, ausgefallen oder ausgetauscht werden.



Wegendorfer Wäiter.
„Was ist das dritte Staatsweib?“

Auslösung des Preisrätfels aus Nr. 8.
Auslösung des Problems „Der Dadel“. „Unrecht hat geblüht nicht.“
Auslösung des Scherzräfels.
„A am — Samstagsam.“

Rästelösungen fanden rechtsseitig ein:
Annenmarie Kripenbort, Mario Müller, Johannes Kessel (Eilenburg), Karl Brandt (Wagaburg), Elisabeth Schäfer, Adal Daud, Rine Daud, Franz Huber (Merleburg), Gertrud Legnit Krebs, Käthe Niemes, Frau Maria Wühlbach, Johanna Hülbe, Frau Riara Griffl (Obernienburg), Martha Hoff, Dote Joha (Raumburg), Käthe Breitter, Bittner, Alfred Karst, Frau Johanna Kraemfitt, Gertrud Koch, Ulrich u. Waldemar Schöber, Alfred Hoenes (Dienitz), Ludwig Hölzel, Frau Gertrud Strauch, Herbert Wittner, Hans Eitime, Charlotte Bester, H. Hilme (Ludwigshagen), Frau Alma Kerfen (Oberböllingen), Frau Anna Otto (Dölan), Johanna Ludwig, Gulnar Grundis, Hans Decker, Frau Ida Krüger (Oberböllingen), Paul Müller, Walter Bester, Marie Knefel, Hedwig Krauß (Merleburg), Olga Schabe, Sabine Angermann, Elise Schärer, Edmund Sander, Frau Johanna Knecht (Zörbig), Anna Berger, Wilhelm Bodeker, 2. Wenzel, Oskar Peter, Fritz u. Kurt Eime, Frau C. Wieg, Frau Margarete Wolke (Merleburg), Gertrud Kriemann, E. Schütz, Marie Müller, Hermann Kintus, Gertrud Boigt, Hilda Rieg (Bob Schmiedeburg), Frau Erdmuth Knecht, Rudolf Wagner (Sapfenburg), Dr. Müller, Elie Gerst, Frieda Gessle, Frau H. Große, Adam Gessle, Selmut Friedrich.

Preis erzielt Anna Berger, und zwar: Wagnisse, Marquise von Sombach.

Rästelösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittags in unleser Schrift handschriftliche abgeben sein, die Aufschrift „Rästelösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Entwerfers anzugeben, damit mir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.